**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 58 (1954-1955)
**Heft:** 18

**Artikel:** Das Glück
**Autor:** Schmid-Wettstein, St.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-670695

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

seiner in Bälde Vaterfreuden warteten. Diese Nachricht erschütterte ihn tief, wie solche Ereignisse ja überhaupt bei jedem jungen Mann gewisse Gleichgewichtsstörungen hervorrufen, die meist zu weitschichtigen Planungen hinüberleiten.

So gelangte auch Herr Dätwyler, in traumhaftem Zustand das Heranwachsens seines zukünftigen Sprösslings vorausahnend zum ersten Schultag und fand, dass die abbröckelnden Wände der Klassenzimmer ein ungeeignetes Dekorum für einen Dätwyler seien. Beglückt, aber voller Sorgen für das Wohlergehen seiner Nachkommenschaft, nahm er sich vor, jede Art von Opposition einzustellen und wett zu machen, was durch Kurzsichtigkeit verfehlt worden war.

Der Dritte im Bunde, Herr Epprecht, war ein Opponent aus Prinzip, Widerspruch bedeutete ihm höchste Lebensfreude, dazu liebte er die Freuden der Tafel und einen guten Tropfen. Infolge dieses lukullischen Lebenswandels plagte ihn zuweilen das Zipperlein, das ihm auch in dieser Nacht heftig zusetzte.

Als alle Hilfsmittel, Tränklein und Verwünschungen nicht verfingen, tat er einen Schwur: ab heute bis in acht Tagen jede Opposition einzustellen, wenn er dafür nur von der vermaledeiten Gicht in Ruhe gelassen würde. Und siehe — kaum war der Entschluss gefasst, hörte das unerträgliche Reissen und Zwicken auf, und die müden Glieder liessen sich bequem zum Schlaf ausstrecken. Sobald er aber im Laufe des Tages versuchsweise in eine oppositionelle Stimmung zurückfiel, fühlte er sein Leiden stärker als je zuvor, so dass er es für gescheiter hielt, sein Versprechen zu halten und der geliebten Gewohnheit vertragsgemäss abzuschwören.

Und so kam es denn, dass der Antrag angenommen wurde — einstimmig, ohne die geringste Diskussion — und die Renovierung des Schulhauses keinen Aufschub zu erleiden brauchte.

Mancher wunderte sich insgeheim darüber, dass die Säulen der Opposition über Nacht, ohne Umstände, aus unerfindlichen Gründen geradezu eingestürzt waren, der Stadtammann aber fand nichts dabei. Er war ein Mann mit praktischen Erfahrungen und wusste, dass oft kleine, unbedeutende Dinge Schatten werfen, deren Ursprung im Verborgenen bleibt; es war ihm nicht fremd, dass Vorkommnisse, gänzlich abseitig und scheinbar unwesentlich, den Gang des Räderwerks beeinflussen können, darum grübelte er dem Gesinnungsumschwung seiner Gemeinderäte nicht nach, sondern nahm sie einfach als vollendete Tatsache, als eine Folge seiner vorausschauenden Politik — wie ein Weiser, der einen Blick hinter die Kulissen der hohen und niederen Politik geworfen hat.

Albert Hochheimer

# Das Glück

Im mittleren Malcantone, umgeben von endlosen Kastanienwäldern, reihen sich in losen Gruppen einige Häuserzeilen, die, zusammengehalten durch eine alte, weissgetünchte Kirche, sich zu einem ungewohnten Dorfbild fügen. Steile, holperige Wege verbinden kreuz und quer die einzelnen Häusergruppen, überschneiden einigemale die staubige Landstrasse und münden endlich in irgend ein dunkles Tor, um sich in spitzen Winkeln den Weg ins Licht zu suchen, hinauf in die Rebberge. Auf diesen steilen, mühsamen Wegen klappern die Zoccoli Sommer und Winter, einmal unter nackten, braunen Füssen, oft unter dicken, schwarzen Socken alter Frauen, denen die Wege zur Kirche hinauf und hinunter durch die gestaffelten Maisäckerlein wohl vertraut sind. Im frühen Frühling duften hier die Veilchen, und selbst die jungen Mädchen und die Männer, die das Jahr über die Landstrasse, die sie zur Stadt bringt, besser kennen, lieben es, über die steinigen Wege durch ihr Dorf zu gehen; es ist ihnen allen, als begegne man auf diesen sonnenumfluteten Wegen dem Glück. Und es ist wirklich so. In der Stadt unten, die tief im Tale sich an den Rand des Sees kuschelt, schwelen immer noch undefinierbare, feuchte Gassendüfte, und über den Grenzen der Kastanienwälder, hoch über ihrem Dorf, spürt man nichts als Kälte, Winter

und Schnee. Doch hier rascheln, rieseln und jauchzen in allen Ecken die Quellen. Die Alten, die den halben Winter steif und beinahe regungslos am Kaminfeuer in halbdunklen Küchen vor sich hin dösten, kommen an die Sonne, erzählen und schwatzen, als müssten sie vieles nachholen. Junge, die in der Fremde weilten, kommen ins Dorf zurück. Alles, was sie draussen im farbigen Strudel der Welt erlebten, wird nichtig, bedeutungslos; sie gehen hinaus, um Holz zu hacken, die Ställe auszubessern und Boccia zu spielen. Domenico, der Sohn einer armen Bäuerin, ist mit dabei. Auf einer lichtumfluteten Waldwiese hütet er die drei Kühe des Dorfes, pfeift und singt, bis die Mädchen auf dem Aeckerchen zurückrufen und in seine Lieder einstimmen.

Abends, wenn die Mädchen mit der Gerla am Rücken an der Strasse stehen, die farbigen Kopftücher frisch gebunden, die weiten Röcke kokett zurückgezogen, schliesst Domenico den kleinen, braunen Stall und blickt zwischen den Haselbüschen, die seine Weide lose säumen, auf Teresinas Maisäckerchen. Dort steht sie, die Gerla auf die Strassenmauer gestellt, die Ellbogen aufgestützt, schmal und feingliedrig, wie die Mädchen hier, sehr jung. Sie trägt das gelbe Kopftuch, das ihrem Gesicht einen goldwarmen Schimmer verleiht. Zwei Freundinnen gesellen sich zu ihr, stellen ihre Gerla ebenfalls auf die abendkühle Mauer, nehmen Teresina in die Mitte und warten. Rot, blau und gelb, denkt Domenico, so ist das Glück an diesem Frühlingsabend, leuchtend und stark. Aber bald werden wir fortgehen und die Farben werden erlöschen, bis die Alten wieder allein sind mit den schwarzen Kopftüchern und einsam brennenden Kaminfeuern. Es wird still und langweilig werden hier, aber nicht trostlos und traurig, wie manche einsame Stunde in der Fremde, in der uns das Glück verlässt. Wir werden dann zurückdenken und immer wissen, dass wir ein Dorf haben, wo das Glück auf heimlichen Wegen geht und auf uns wartet.

Noch an diesem Abend klopft Domenico an Teresinas Türe. Sie kauert in kurzen Socken am Kamin und stellt ein zierliches Kupferkännchen in die heisse Glut. In ihren schwarzen Haaren tanzen die Lichter des flackernden Feuers wie kleine Kobolde. Das gelbe Kopftuch ist ihr über die Schultern gefallen. Sie ist ganz in Wärme gehüllt. «Das Feuer», lächelt sie entschuldigend und streicht über den geröteten Wangen eine Locke aus dem Gesicht, so als wollte sie noch etwas anderes wegwischen. «Kann ich Deine Mutter sehen?» fragte Domenico.

Teresina weiss, dass er gekommen ist, um Lebewohl zu sagen; Domenico geht nach Amerika. Er sitzt am Krankenbett. Grau und verfallen, zerarbeitet liegt die Bäuerin in hoch getürmten Kissen, mit zahnlosem Mund versucht sie Domenico zuzulächeln. Er weiss nicht, wie er es ihr sagen soll. Als er zu sprechen beginnt, überkommt Teresina plötzlich eine furchtbare Angst: «Du siehst sie nicht wieder», stöhnte sie auf, «ihr werdet mich beide allein lassen, lange unendlich lange ...» Die Angst, die aufsteigenden Tränen zerreissen sie beinahe: «Ich bringe Dir Kaffee, Mutter», flüstert sie und stürzt hinaus in die rauchgeschwärzte Küche, wo die Schatten des sterbenden Feuers tanzen. Domenico findet sie halb bewusstlos vor dem Kamin liegend, den Kopf an einen Schemel gelehnt.

«Komm», bittet er, «Deine Mutter erwartet uns». Die Augen der Bäuerin sind gross und leuchtend diesen Abend. Sie legt die Hände der beiden Menschenkinder ineinander und Teresina küsst ihr scheu die Stirne. Später bringt Teresina für alle Kaffee, der inzwischen stark und herb geworden ist und ein wenig nach Rauch schmeckt.

Teresina ist still geworden und ihre Augen sind gross und dunkel wie zuvor. Sie legt neue Birkenklötze ins Feuer: «Es wird immer für Dich bereit sein», sagt sie leise. Er nimmt sie in seine Arme und küsst ihre unheimliche Angst von den Augen; bis zum Morgengrauen.

Der gelbe Ginster verblüht. Die sonnenwarmen Sommerblumen neigen sich wie schwere Träume der Erde zu, um Vergessen zu suchen. So sind Teresinas Träume, sonnenschwer und glücklich, fast zu schwer, sie allein zu tragen; sich zur Erde neigend, um Vergessen zu suchen; heimwehkrank. Die Traubenbeeren verfärben sich schon, die ersten Kastanien fallen; Reife, Erfüllung liegt über dem Land. Man trägt Teresinas Mutter hinauf zu den Toten. Alles liegt zentnerschwer auf ihren zarten Schultern. Am schlimmsten ist das Alleinsein, die schweigende, kalte Einsamkeit: «Willst Du nicht in die Stadt gehen?» tröstet man sie. «Das ist nichts für ein Mädchen wie Du», sagten selbst alte Frauen: «Nächstes Frühjahr musst Du den Mist in Deinen Rebberg tragen und das Maisäckerchen bestellen, schaue unsere Hände an, unsere runzelige Haut, unsere müden, krummen Rücken.» «Ich weiss nicht recht», weicht sie aus. Abends holt sie Domenicos wenige Briefe,

durch die das Heimweh zittert nach seinem Dorf, einem Feuer, das für ihn brennt, einer Liebe, die auf ihn wartet.

Im Frühjahr geht Teresina gerade und stolz in ihren Rebberg, knüpft ihr gelbes Kopftuch um und besorgt alles, wie es die Mutter getan hat. Sie singt wieder und wartet mit den Mädchen am Strassenrand. Wieder ist der Frühling gelb, blau und rot, und wieder steht für Domenico der Kaffee bereit und duftet ein wenig nach verkohltem Birkenholz. Teresina ist kräftiger geworden und trägt auf steilen Wegen ihre volle Gerla die Hänge hinauf.

Nach fünf Jahren legt sie das gelbe Kopftuch zu Domenicos Briefen, damit es nicht ganz verblichen würde von Sonne, Wind und Regen. Die Burschen im Dorfe beginnen wieder zu hoffen. Der Sohn des Sindaco wartet wieder wie früher, dass sie mit ihm tanzen werde.

Nach zehn Jahren redet man im Dorf davon, Domenico habe aufgehört Teresina zu schreiben: «Ich habe sie weinen gesehen», murmeln die Frauen, «seht ihr nicht, wie bleich sie ist in diesem Sommer, trotz der vielen Sonne. Der Sohn des Sindaco wartet nur darauf, dass sie ihm eine Chance gebe.»

Domenico findet das Zurück nicht mehr. Wechselvolle Schicksalslaunen halten ihn immer wieder zurück; in seinen Briefen spiegelt sich Hoffnung und Verzagtheit. Er hat sein Ziel noch nicht erreicht. Teresina soll belohnt werden; er will ihr ein Haus bauen und sie befreien von den schweren Bürden. Sie wird das Feuer hüten und ihn in ihre Liebe betten, bis ihre Augen und ihre Haut wieder strahlend und schön werden. Manchmal ist er dem Ziel sehr nahe; einige Monate werden genügen, um es zu erreichen. Und dann beginnt alles wieder von vorn. Das Glück ist wohl nur in der Bescheidenheit treu und beständig.

Domenico hat seine hochfliegenden Träume ausgeträumt. Einmal steht er wirklich unter Teresinas Türe und sieht wie damals nur das Feuer und die Frau. Sie kauert in schwarzen Socken, mit gebeugtem Rücken am Polentasessel, und wie damals schürt ihr der Schmerz die Kehle zusammen.

Und alles, was sie draussen im farbigen Strudel der Welt erleben, wird nichtig, bedeutungslos; sie gehen hinaus, um Holz zu hacken, die Ställe auszubessern und Boccia zu spielen. Domenico, der Mann einer armen Bäuerin ist mit dabei. Auf einer lichtumfluteten Waldwiese hütet er die drei Kühe des Dorfes und pfeift und singt, bis eine graue, runzelige Frau, die volle Gerla auf dem Rücken, den Weg herauf klappert, um in den gemeinsamen Rebberg den Mist zu tragen. Eine Weile steht sie bei Domenico still, der seine Pfeife raucht und glücklich in Teresinas Augen blickt: «Morgen sind es vierzig Jahre», flüstert sie leise.

St. Schmid-Wettstein

## SOMMERNACHT

Farben sah ich nächtens quillen
aus der Rosenhecke Blütenpracht.
Mondschein war's, im Sommerstillen
eine Stunde in der Nacht.

Rosen, die in kleinem Garten
meines Herzens Wunsch umsäumen,
liessen mich ein Glück erwarten,
wie sich's etwa Kinder träumen.

Kinder, die vom Süssen naschen,
noch nicht wissen, was sie sind,
und im Schlaf nach Sternen haschen
wie Musik im Abendwind.

Otto Hellmut Lienert